

22. II. 1917

Das schwarze Meer.

Eine Wiener Straßenbetrachtung.
Von Bezirksvorsteher Dr. Blasel.

Wien, 21. Februar.

Ich will heute keine Schilderung von Laurien bringen, an dessen Gestade einst Jason sein kühnes Schiff Argos durch die Wogen dieses Meeres führte, ich will auch nicht von der Krin sprechen, die von seinen Wasser bespült wird und den reichen Russen als angenehmer Badeort dient — ich meine jenes schwarze Meer, das sich derzeit über den weiten Raum zwischen der grauen Donau und den Hügeln des Karpathengebirges ausbreitet. Ich für meine Person fühle mich beinahe angeheimelt von dem unermesslichen Rotmeer, welches täglich beiläufig anderthalb Millionen Bewohner unserer Stadt durchströmen müssen, da ich durch fast dreißig Kriegsmomente den märchenhaften Stot in Galizien und Rußlands Städten und Dörfern mitmachte. Und wer es miterlebt hat, daß ein vollständiger Pferdehahaver im Straßenkot spurlos versank, dem wird allerdings selbst der gegenwärtige Zustand der Wiener Straßen noch beinahe ideal vorkommen.

Ich zog also heute meine Fuchstiefel, wie ich sie ehemals in den Karpathen trug, an und wagte einen Gang durch die Stadt. Durch weite Seen, schwarz und schmutzig, an zahllosen schmutzstarrten Schneeflecken vorbei führte mein Weg, und manche heitere Straßenbilder trugen nicht wenig zur Aufhellung meiner düsteren Stimmung bei. Man sah einzelne Damen, die sich zu weit vorgewagt hatten, in ihren ach so teuren hochgestöckelten Stiefeln auf einem erhöhten Pflasterstein verzweiflungsvoll

hin und her umher zu gehen.

Rückzug vollkommen abgeschnitten. Ein Herr, getäuscht durch einige schwimmende Schneebrocken, tritt ahnungslos vom Trottoir herab und versinkt bis zum halben Bein im schwarzen Brei. Dort wieder kommt eines der jetzt so seltenen Autos an einer Haltestelle der Elektrischen vorüber und übergießt die hier geduldig Wartenden mit einem intensiven grauen Sprühregen.

In aller Mund ist nun die Frage, wie jenem grauen Elend abzuwehren wäre. Vielleicht hätte auch hier, wie in so manchen anderen Dingen während des Krieges, mit etwas größerer Voraussicht der fatalen Situation vorgebeugt werden können, da man doch wissen mußte, daß die beinahe zwei Monate währende Kälteperiode einmal doch zu Ende gehen werde. Und nun, nachdem die Kälte gebrochen sein dürfte, ist jener Moment eingetreten, den man im Volksmund als „Tratschwetter“ bezeichnet. Die Straßen sind mit halbzergangenem Schnee angefüllt und in jenen schauerlichen Zustand verkehrt, wie wir ihn eben jetzt haben. Im Frieden wurde in solchen Fällen, da man noch immer nicht in großzügiger Weise zum Maschinenbetrieb überzugehen sich entschließen konnte, ein Heer von Arbeitern zur Reinigung der Straßen aufgenommen, Tausende von Wagen und Pferden wurden in diesen Dienst gestellt und besorgten die Säuberung der Stadt, mehr schlecht als recht, aber immerhin geschah etwas. Heute fehlen all diese Hilfsmittel fast vollständig. Man hätte also rechtzeitig an Ersatz denken müssen. Allerdings, wenn man den Leuten 40 S. per Stunde fürs Schneeschaukeln verspricht, wie es die Straßenbahndirektion tut, so daß jemand bei achtstündiger Arbeitszeit, bei Wind und Wetter 3 R. 20 S. verdienen kann, dann wird man freilich nicht viel arbeitswillige Leute finden, und selbst angesichts des heute vom Bürgermeister in Aussicht gestellten erhöhten Tagelohnes von 5 R. ist es noch fraglich, ob sich eine genügende Anzahl von Arbeitern melden wird.

Und doch haben wir eine große Armee, über die man sofort verfügen könnte, und zwar sind das die Hausbesorger Wiens und ihre Angehörigen. Nun geht es aber nicht in der Weise, wie man bis heute mit diesen Leuten umgegangen ist, indem man von ihnen verlangt, daß sie kostenlos und mit eigenem Material die Arbeit der Trottoirreinigung für die Kommune durchführen. Diese Arbeit wird von ihnen als Frondienst empfunden und nur widerwillig und unter dem steten Zwange der Polizei durchgeführt. Würde man aber den Hausbesorgern die Reinigung nicht nur des Trottoirs, sondern auch des Straßenteiles jeweils bis zur Mitte der Straße übertragen und die Kommune ihnen diese Arbeit anständig bezahlen, so würden sie dieselbe sicherlich gerne übernehmen. Widerspenstige Elemente könnten ja leicht unter Berufung auf das Kriegsdienstgesetz sanft überredet werden, denn die Brauchbarkeit der Straßen Wiens ist heute auch ein eminentes Interesse der Kriegsverwaltung. Wir haben in Wien ungefähr 40.000 Häuser, jedes besitzt einen Hausbesorger mit durchschnittlich zwei Angehörigen, die mithelfen könnten, so daß mit einem Schlage rund 120.000 Arbeitskräfte für die Entfernung des Schnees vorhanden wären, wobei durch die gewaltige Teilung der Arbeit eine geradezu plötzliche Durchführung möglich wäre. Diese Art der Reinigung würde sich selbst bei auskömmlicher Bezahlung der Hausbesorger noch immer verhältnismäßig billiger als durch die angeworbenen Arbeiter stellen. Ich meine selbstverständlich nicht, daß die Hausbesorger auch die Verführung der aufgestapelten Schneehaufen und die normale Straßenreinigung übernehmen sollen. Die Reinigungstage könnten fallweise von der Kommune angeordnet werden und könnten von den derzeit zwar allerdings stark beanspruchten Bezirksräten in ihrem Rayon überwacht werden. Die Auszahlung würde in den Bezirksämtern halbmonatlich erfolgen.

Wie sehr der Bevölkerung der Straßenzustand auf die Nerven geht, überzeugte mich eine Diskussion, deren Zeuge ich gestern in einer Gesellschaft war, die aus Großkaufleuten, Literaten, Ärzten, Technikern und Advokaten bestand. Es wurde allen Ernstes der Vorschlag gemacht, die gesamte Bevölkerung einer Straße auch zur Reinigung dieser Straße, also zum Schneeschaukeln, heranzuziehen und nicht nur unsere schmalbrüstige Jugend dazu zu verwenden. Alle Anwesenden waren sofort bereit, sich in die ehrfame Gilde der Schneeschaukler zu begeben, ein Beweis, daß in Wien die Sehnsucht eine gewaltige geworden ist, aus den Fluten des schwarzen Meeres wieder an den lieblicheren Strand der blauen Donau zurückzukehren.